



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bissula.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Liebe und Anhänglichkeit zum Vaterlande gestärkt. Den neuesten Aufschwung und Zusammenschluß des Bolentums hat nicht zum mindesten die unermüdete Thätigkeit seiner Gelehrten, seiner Historiker bewirkt. Möchte doch auch den Deutschen endlich die Einsicht kommen, daß in ihrer Vergangenheit ein reicher, unerschöpflicher Born für Unterrichtung und Anregung liegt, und daß ihnen nichts so sehr nützen kann, als eifrige, hingebende Beschäftigung mit der in Vorzügen und Fehlern gleich großen und lehrreichen Vergangenheit.



Biffula.



oziale und politische Interessen, zu lebhaftem Kampfe erregt, pflegen in unsern Tagen eine Fülle packender Gegensätze und stark gespannter Leidenschaften zu entwickeln, in die ein Dichtertalent nur hineinzugreifen braucht, um Stoffe von lebendiger „Aktualität“ und nachhaltiger Bedeutung zu gewinnen. Umso wunderlicher nimmt sich die in den letzten beiden Jahrzehnten aufgetretene Manier aus, bei Darstellungen romanhafter Begebenheiten nicht sowohl auf historische Stoffe im allgemeinen, als vielmehr auf jene entlegenen Zeiträume zurückzugreifen, die einer hellen geschichtlichen Beleuchtung entbehren. An und für sich wäre dabei ja nicht viel zu erinnern. Der Dichter nimmt seinen Stoff, wo er ihn findet, und hat, wenn er selbst einmal von ihm begeistert ist, nur noch zu fragen, ob es technisch möglich sei, aus dem vorliegenden Rohmaterial ein Kunstwerk zu gestalten. Im allgemeinen haben Stoffe aus der Vergangenheit gerade gewisse technische Vorzüge, die zur Ausarbeitung verlocken. Die Fabel ist in ihren größern Zügen gegeben und besitzt, als wirklich geschehen, diejenige Folgerichtigkeit und innere Wahrheit, die freierfundenen Stoffen nur ein großes Talent zu geben vermag. Charaktere finden sich vor, die, so wie sie waren, nur nachgezeichnet zu werden brauchen. Der ganze seelische Inhalt der handelnden Personen läßt sich mehr oder weniger deutlich aus den Überlieferungen rekonstruieren. Der Verlauf der Handlung braucht nicht erst künstlich mit der Zeit derselben in Einklang gesetzt zu werden, sondern ergibt sich von selbst. Rechnet man noch das etwas phantastische Interesse hinzu, mit dem die Leser von vornherein Gestalten aus der Vergangenheit betrachten, so könnte das alles wohl einen einleuchtenden Grund für den Verzicht auf den großen Vorteil lebendiger „Aktualität“ abgeben. Aber das alles — bis auf das letzte, phantastische Moment — hört mit der vollen kulturgeschichtlichen Durchsichtigkeit eines Stoffes

auf. Von der Handlung stehen, wenn es hoch kommt, einzelne nackte That-
sachen ohne organischen Zusammenhang fest, von den Handelnden eben nur die
Bezeichnungen der Handlungen, die sich an ihre Namen knüpfen, vom innern
Leben der Persönlichkeiten allenfalls soviel, als man aus den Resten der zeit-
genössischen Literatur über Empfindung und Weltanschauung der betreffenden
Generationen erschließen kann, ohne jeden Bezug auf die Individualität Einzelner
und auf die Motivierung ihres Handelns. Was kann nun ein Stoff, der aus
dem Gebiete des Thatsächlichen so ungemein wenig nimmt, für einen irgend
denkbaren Vorzug haben vor einer freierfundenen Handlung aus der Gegenwart,
die sich mit dem großen Vorteil voller Anschaulichkeit und innerer, seelischer
Erfahrung des Dichters darstellen läßt? Welch ungeheure Aufgabe, eine psycho-
logisch detaillirte Handlung und innerlich lebendige Menschen, die volle Indi-
vidualität besitzen, zu formen aus den spärlichen Brocken, die sich aus einem
Duzend verstümmelt und unvollständig auf uns gekommener gleichaltriger
Literaturwerke zusammenlesen lassen! Wo sie nicht gelang, weil sie nicht gelingen
konnte, ist dann mit Mühe und Not ein Werk entstanden, dem man beim besten
Willen Existenzberechtigung nicht zusprechen kann. Ein Recht zu leben hat
nur das Lebendige. Und im Interesse des Lebendigen gehört es sich, daß allem,
was künstlich galvanisirt, durch ein paar krampfhaft und widerspruchsvolle
Zuckungen den Schein des Lebens vortäuschen will, die Maske vom Gesicht ge-
nommen werde. Und nun sei es geradezu gesagt: Werke der oben skizzirten
Art haben nicht einmal den gewöhnlichen indirekten Nutzen schlechter Bücher,
den guten als Folie zu dienen. Sie sind nicht allein mißlungen, sie sind un-
wahr und verstecken diese innere Unwahrheit hinter dem die Menge bethörenden
Aushängeschild historischer Charaktere und thatsächlicher Begebenheiten.

Oder ist es zu streng, derartige pseudo-historische Romane mit wirklich
historischen zu vergleichen? Aber welchen Grund zu milderer Beurteilung könnten
sie für sich in Anspruch nehmen? Und giebt es für die Beurteilung von Kunst-
werken nicht immer nur ein Maß? Kann man je etwas andres verlangen, als
die Innehaltung der jedem Genre eigentümlichen ästhetischen Gesetze? Nun, alle
jene Romane, die es unter anderthalb Jahrtausenden der Vergangenheit nicht
thun, sie suchen ja Nutzen zu ziehen aus enger Anlehnung an die Geschichte.
Noblesse oblige: mögen sie auch den Anforderungen historischer Romane gerecht
werden.

Der Mensch ist stets derselbe und ist immer ein anderer. Die einzelnen
Bestandteile des Gefühls- und Geisteslebens ändern sich nicht. Aber als Trieb-
federn für die Handlungen und infolge davon vielleicht auch hinsichtlich ihrer
Bedeutung für den einzelnen Menschen und ihrer Wertschätzung bei der Gesamt-
heit finden doch Verschiebungen unter ihnen statt, je nachdem im Laufe der
Generationen das Menschenideal sich ändert und je nachdem durch die Gestal-
tung des politischen und sozialen Lebens bald diese, bald jene Saiten im Menschen

stärker berührt werden. Das historische Kunstwerk, das uns nicht blutlose Schemen, sondern Menschen vorführen will, hat sich deshalb vor nichts so sehr zu hüten, als vor einer gewissen konventionellen Psychologie, die für jedes Zeitalter gleich schlecht paßt. Wir wollen wissen, wie die Menschen einer bestimmten Zeit dazu kamen, so und nicht anders zu sein. Es muß uns deshalb gezeigt werden, in welchem Maße die einzelnen Elemente des menschlichen Seelenlebens bei der Mischung typischer Charaktere in Betracht kamen und durch welche äußern, aus dem Stadium der jeweiligen Kulturentwicklung entspringenden Bedingungen sie an Bedeutung gewannen oder verloren. Und das nicht in abstracto, sondern durch die Gestaltung und den Verlauf der Handlung selbst, die deshalb ebenfalls für ihre Zeit typisch sein muß. Wir sind ferner nicht gewillt, auf Treu und Glauben hinzunehmen, was der Dichter uns als Inhalt zeitgenössischer Charaktere schildert. Wir wollen selbst beurteilen, und fordern deshalb, daß alle jene großen Bezüge, die in ihrer Eigenart jeder Zeit ihr Gepräge geben, im Verlaufe der Handlung zur Geltung kommen.

Das sind Erfordernisse des historischen Romans als solchen; daß darüber die an den Roman als Kunstform im allgemeinen zu stellenden ästhetischen Anforderungen zu Recht beziehen bleiben, versteht sich von selbst.

Und nun aus dem Weiten ins Enge, aus der Beleuchtung des archäologischen Romans zum vorliegenden neuesten exemplum generis. Dahns neue Dichtung*) bezeichnet sich selbst als „historischen Roman,“ macht also wohl von vornherein keinen Anspruch auf die Schonung, die mancher weichherzige Leser in dankbarer Erinnerung an Ebers' rührselig-pyramidale Kunst den ehrwürdigen uralten Stoffen entgegenzubringen bereit ist. Er spielt im vierten Jahrhundert. Zu dieser Zeit hatte das Römerreich ein Jahrtausend glänzender Entwicklung hinter sich; längst hatte seine Kultur eine feste, reich gegliederte, eigenartige Gestaltung gewonnen; längst bestand ein Grundtypus römischer Charaktere, in dessen Rahmen Individualität und Zeitverhältnisse eine unendliche Zahl interessanter und hochbedeutender Persönlichkeiten sich entwickeln ließen. Aber bereits hatten in dem festen Gefüge römischer Zivilisation jene beiden Elemente Wurzel gefaßt, die bestimmt waren, sie einst zu vernichten. Das Christentum war unlängst zur offiziellen Anerkennung gelangt; kein Charakter konnte sich mehr bilden, ohne von ihm positiv oder negativ beeinflusst zu werden. Daneben war auch das Eindringen der germanischen Welt zu einer geradezu verhängnisvollen Bedeutung gediehen, war zu einem schwerwiegenden Faktor des öffentlichen Lebens geworden und spielte seine Rolle im Leben des Einzelnen und des Staates. Von allen diesen Sachen, sowie von den Elementen römischen Wesens überhaupt ist uns vollkommen genug überliefert, um einer dichterischen Phantasie die Dar-

*) Bissula. Historischer Roman aus der Völkerwanderung. Von Felix Dahn. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1884.

stellung lebensvoller und für ihre Zeit charakteristischer Individualitäten zu ermöglichen. Ungeheure Gegensätze, gewaltige Aktionen wichtigster und für das Jahrhundert bezeichnendster Art waren da und wurden erlebt; auch spannende und typische Handlung konnte mit Leichtigkeit für ein Kunstwerk zusammengestellt und erfunden werden.

Dahn hat darauf verzichtet, die Vorgänge seines Romans im Mittelpunkt der Weltbegebenheiten sich abspielen zu lassen. Und darin hat er Recht. Der römische Kaiser und sein Hof, die Schwankungen der großen Politik waren besser als Hintergrund zu verwerten, durch den das Geschick eines kleinern Kreises von Personen an Intimität und Eindruck gewinnen konnte. Aber nicht eben so Recht hat er mit der starken Hervorhebung des Germanentums, dessen siegreichem Vorschreiten sein Roman fast ausschließlich gewidmet ist. Konsequenter und umsichtiger wäre es gewesen, lieber ganz und gar auf die direkte Benutzung der Zeitereignisse zu verzichten und sie gewissermaßen im reflektirten Lichte, in ihrer Wirkung auf die Lebenslose seiner Hauptpersonen zu zeigen. So hätte er allem gerecht werden können, und viel mehr, als nun geschehen ist, Raum gewonnen, um die mangelnde Extensivität der Fabel durch umso größere Vertiefung zu ersetzen. Aber abgesehen von dieser sehr einseitigen Hervorhebung eines willkürlich herausgegriffenen Elements der Weltlage: einen unglücklicheren Griff hätte er nicht wohl thun können, als diesen sehr zuversichtlichen in urgermanisches Volksleben. Es ist ja sehr zu bedauern, aber es ist doch nun so: wir wissen von dem innern Leben unsrer Vorfahren im vierten Jahrhundert im Grunde weniger als von dem der Griechen zur Zeit Homers. Täusche sich doch niemand darüber! Etwas Mythologie, eine ungefähre Vorstellung von der Form der zeitgenössischen Dichtung und eine oberflächliche Kenntnis der äußern Lebensgewohnheiten: wer ist der Zauberer, welcher aus diesem kümmerlichen Material Menschen zu bilden vermag, die uns in Zeiten schwerer Not und Gefahr ihr innerstes Denken und Fühlen offenbaren, deren seelischen Zustand wir in den heterogensten Stimmungen, unter den denkbar verschiedensten Umständen begreifen sollen? Und nun obendrein Menschen eines bestimmten Jahrhunderts, die in ihrer Art zu sein den Einfluß desselben erkennen lassen? Da das unmöglich ist, hat sich denn auch Dahn darauf beschränkt, uns seine Germanen in Kampf und kriegerischer Beratung zu zeigen, also gerade von einer Seite, in der der Empfindungsinhalt, der Kreis des seelischen Lebens fast gar nicht zum Ausdruck kommt. Und so ist denn natürlich von jenen feinem Einflüssen des Zeitalters und seiner treibenden Motive noch weniger die Rede. Nimmt man einige wenige Andeutungen hinweg, so kann der Roman ganz ebensogut vierhundert Jahre früher in Gallien oder Britannien spielen. Nun stelle man sich einmal einen historischen Roman aus dem 18. Jahrhundert und aus Frankreich vor, der beinahe ebensogut auf das 14. und auf Deutschland paßte! Würde es einen einzigen Menschen geben, der nicht überzeugt wäre,

eine Karikatur vor sich zu haben? Wenn es aber bestimmten Zeiten und Lebenskreisen so sehr an darstellbarem charakteristischen Inhalt gebricht, sei es aus welchem Grunde man will, so ist das doch für jeden Unbefangnen ein deutlicher Beweis, daß es ihnen eben an allem fehlt, was ihre künstlerische Wiedergabe gestattet.

Und nun denke man sich unter Menschen, von deren Innern wir nichts wissen, die Entwicklung einer Handlung verteilt. Natürlich kann es nur ein rein äußerliches Handeln sein: Krieg und wieder Krieg. Und so finden wir denn in der That wahrhaft nichtsagende Vorgänge von erschreckender Armut an innerer Gliederung und Entwicklung, eine Begebenheit, für deren völlige Beziehunglosigkeit zu den weltbewegenden Ereignissen keine psychologische Vertiefung, keine anmutige Kleinmalerei, ja nicht einmal eine schlichte Natürlichkeit der Darstellung entschädigt. Bei einem römischen Streifzuge gegen die Alamannen am Bodensee gerät Biffula, die Geliebte eines jungen germanischen Edeln, in römische Gefangenschaft. Die Alamannen unter Führung eines erwählten Herzogs stürmen das feste Römerlager; Biffula, die unterdes den üblichen Anfechtungen ausgesetzt war, wird frei und nach einigen weitem Umständen mit dem Geliebten vereinigt. Das ist eine Episode? Nein, das ist der Roman! Und in dieser entsetzlich dürftigen Handlung, die ihre Armut eben dem Hervorheben des germanischen Elements verdankt, kommen nicht einmal die römischen Charaktere zu ein wenig intimerer Entwicklung. Auch sie sind Krieger, weiter nichts. Ja selbst das, was über andre Kulturbeziehungen unter ihnen geredet wird — denn dargestellt ist absolut nichts —, beschränkt sich auf ein paar Phrasen. Dabei hat der Dichter wohl gefühlt, daß er uns etwas mehr schuldig sei. Er hat an der Seite der Tribunen und Soldaten den Dichter Aufonius eingeführt. Wir müssen ihm glauben, daß er ein Dichter sei. Er sagt es ja und zitiert ein paar Verse aus seiner „Mosella.“ Im übrigen unterscheidet sich sein Seelenleben von dem seiner kriegerischen Freunde kaum anders als durch einen größern Hang zur Bequemlichkeit. Weshalb in aller Welt ist nicht wenigstens die eine sich bietende Gelegenheit ausgenutzt, die Typen der römischen Kulturwelt in einiger Vollständigkeit vorzuführen? Es ist soviel Raum an ganz Nebensächliches verschwendet, daß wenigstens Mangel an Platz nicht zur Entschuldigung dienen kann. Weshalb z. B. die sogar durch eine Abbildung oder besser durch ein Schema verdeutlichte Schilderung des Römerlagers? Kam für die Handlung irgend etwas darauf an, ob dies und jenes Ereignis an der porta praetoria oder der porta decumana vor sich geht? Der Dichter hat offenbar seine Leser orientieren wollen über den Bau eines Römerlagers. Ist ihm denn aber dabei garnicht in den Sinn gekommen, daß ein poetischer Stoff, der zu seinem Verständnis schematischer Zeichnungen bedarf, doch wohl recht mißlich ist? Daß alle diese Einschränkungen auf der einen und Notwendigkeiten auf der andern Seite, die den freien Flug des dichterischen Talents aller Orten hemmen, doch nur daher kommen, weil etwas poetisch dargestellt werden soll, was dieser Darstellung absolut unzugänglich ist?

Damit soll nicht gesagt sein, daß alle Ursachen für das Mißlingen des Werkes in dem stofflichen Fehlgriff enthalten wären. Selbst aus Personen und Begebenheiten, wie sie der Entwurf dieses Romans nun einmal enthielt, hätte sich denn doch noch etwas andres machen lassen. Aber der Dichter hat es sich leicht, unverantwortlich leicht gemacht. Je weniger ihm seine germanischen Charaktere die Möglichkeit reicherer, individueller Ausgestaltung boten, umso

mehr hätte er sich in die römischen vertiefen sollen. Und nun machen die erstern trotz aller Einseitigkeit noch einen frischeren Eindruck als die letztern! Ein ähnliches Arbeiten nach der Schablone, wie es hier stattgefunden, war sonst nur bei der fabrikmäßigen Anfertigung von Leihbibliotheksware erhört. Wer das zu hart findet, der sehe sie doch genau an, diese Saturninus und Herkulanus! Menschen mit zwei oder drei Gedanken im Kopfe, Leute, die uns von ihrem Denken und Fühlen schlechterdings nichts weiter verraten als eine maschinenmäßige Reaktion auf die von außen herantretenden Störungen. Alles ist für den Bedarf des Augenblicks zugeschnitten. Ist es nötig, daß jemand auf diesen und jenen Anreiz in bestimmter Weise reagirt, so taucht aus der Dunkelheit seines Charakters plötzlich die entsprechende Eigenschaft auf, um sofort wieder zu verschwinden, ohne die leiseste Hindeutung auf einen Mittelpunkt, einen seelischen Kern, von dem aus Gefühl und Leidenschaft als Zusammengehöriges, in dieser eigenartigen Kombination nicht zum zweitenmal Vorhandenes verständlich wird. Natürlich kann unter diesen Umständen von einer Herleitung der Handlung aus den Charakteren nicht die Rede sein. Das, was geschieht, ist mit dem Wesen derer, durch die es geschieht, fast ausnahmslos so locker verbunden, daß man sich alle Charaktere ganz gut in ihr Gegenteil umgewandelt denken könnte, ohne daß die Handlung im wesentlichen eine andre werden müßte. Höchstens der hervorstechende Charakterzug der Germanen, ihre ungestüme Kriegslust, ist davon auszunehmen.

Ein einziges mal hat der Dichter sich an einer detaillirten Charakterzeichnung versucht, und sie ist ihm — mißglückt. Das ist umsomehr zu bedauern, als die erste Anlage in der That viel versprach. Biffula, die Heldin, ist eine pikante Schönheit voll Temperament und ausgeprägter Selbständigkeit des Willens. Allein in dem Bestreben, dies an Vorgängen aufzuzeigen, die innerhalb des Lebens- und Bildungskreises dieses Barbarentindes lagen, ist ihm die ursprünglich anziehende Figur zum Zerrbilde geworden. Sie „faucht wie eine Otter“ und beißt um sich, als man sie aus Lebensgefahr retten will. Sie klettert, die erwachsene Jungfrau, auf Bäumen herum und rutscht, mit ihren Mädchenkleidern angethan, angesichts ihres Liebhabers am Stamme herab. Und dies Wesen, das doch stark an die Lehre der Abstammung vom Affen gemahnt, ist dann wiederum der zartesten Empfindung und reinsten Mädchenhaftigkeit fähig.

Wir wollen zu des Dichters Entschuldigung annehmen, daß ihn die Art und Weise, wie er das Wesen der Alamannen schildert und wie er sie sprechen läßt, zu diesen speziellen Geschmacklosigkeiten geführt hat. Aber dann muß sich unser Tadel umso schärfer gegen Schilderung und Sprache richten. Sie sind in der That von unglaublicher Gesprenztheit und Unnatur. Daß die Leute, wenn sie von Butter und Käse sprechen, in Stabreimen reden, ist etwas ganz gewöhnliches. Hübsche Mädchen haben „reizend schnuppernde Näslein,“ das Fieber ist eine „heißkalte Raße, die unsichtbar den Leib schüttelt wie eine Maus.“ Woher dann auch der Leib „heißkalt“ wird, ist bei dieser Metapher räthselhaft. Wir wissen nicht, wie die Germanen zu jener Zeit gesprochen haben, denn die Sprachweise ist von der Anschauung über das Ideal des Menschen und sein Verhältnis zu den andern abhängig. Aber gesucht und geziert haben sie im gewöhnlichen Gespräch nicht gesprochen; das dürfte zweifellos sein. Und am allerwenigsten werden sie ihre Phantasie gemartert haben, um so vertrackte Ausdrucksweisen zu finden, wie Abalo: „Sie ist [nämlich die Spottrede] ein stumpfer

kleiner Bolz, mit dem man das herzige Kotkehlehen trifft, Donars elbischen Liebling, nicht, es zu wunden, nein, ungefehrt es zu fahen, und in das Gehöft zu tragen, an unsern Herd, auf daß es uns lieblich finge, Jahr für Jahr.“ Es ist möglich, daß die Wörter „wunden,“ „fahen“ und „ungefehrt“ geheime und große Vorzüge vor „verwunden,“ „fangen“ und „unversehrt“ besitzen; sicher ist es, daß die Tage damals länger gewesen sein müssen, um diese entsetzliche Weit-
schweifigkeit der Rede bei den geringfügigsten Anlässen zu gestatten. Denn auch die Knechte erzählen nicht: „Er nannte mich einen Ochsen,“ sondern: „Er schrie ein Wort in curer Sprache . . . es bedeutet ein horntragend Tier.“ Das ist ebenfalls mit einem Worte zu kritisiren, es bedeutet Mangel an Geschmack und Natürlichkeit.

Ein Autor, der etwas auf sich hält, sollte endlich im Dialog nicht zu den verbrauchtesten Kunstgriffen seine Zuflucht nehmen. Wendungen wie die: „Du mußt deinem Herrn folgen, und der —“ „Bin ich,“ sprach eine tiefe Stimme — erinnern doch allzusehr an den Stil der Kolportageromane, die vom Küchen- und Stallvertrieb leben. Vollends unheimlich werden sie, wenn ihrem wohlfeilen Effekt zu Liebe der Satzbau und die Wortstellung eine gekünstelte Zuspitzung erfahren müssen: „Ich brächte sicher heim unsers Volkes —“ „Unterwerfung,“ schloß der Herzog.

In Summa: Dahns „Biffula“ ist ein unerfreuliches Buch, dessen buchhändlerischer Erfolg den Verfasser eigentlich beschämen müßte. Denn er, der soviel besseres kann, weiß doch sehr wohl, daß er ihn nur der Beschränktheit und Kurzsichtigkeit des Publikums verdankt, das eben alles, was ihm im phantastischen Gewande ferner Vergangenheit geboten wird, auf Treu und Glauben annimmt. Diese einfältige Leichtgläubigkeit auszunutzen, überläßt ja ein jeder ernsthafte Mann den Industrierittern von der Feder. Aber man sollte ihr auch nicht entgegenkommen dadurch, daß man Unreifes und Gehaltloses auf den Markt wirft, weil man vielleicht ein Produkt müßiger Stunden gedruckt sehen möchte, oder weil der Verleger, wohl wissend warum, auch einmal mit leichter Waare zufrieden ist.

Und noch etwas andres gilt es hier. Das deutsche Professorentum erfreut sich überall in der Welt, wo Bildung herrscht, hoher Achtung und Ehre. Nun kann ja sicherlich ein tüchtiger Professor zugleich ein guter Dichter sein, und wo ein Stoff ihm die Phantasie erregt, ist nicht abzusehen, warum er ihn nicht poetisch darstellen sollte. Nur sollte er immer bedenken, daß unser Volk gewöhnt ist, seine Professoren an der Spitze der Bildung marschiren zu sehen, und nur Gutes, Gediegenes von ihnen zu erwarten. Es wäre schlimm, wenn in unsern Tagen des Materialismus die Menge in dieser Überzeugung erschüttert würde. Und doch wird selbst der geduldigste Leser Bücher, wie das vorliegende, nicht zur Seite legen, ohne ein *parturiunt montes* zu murmeln.

